Wissenschaft und Öffentlichkeit

Sybilla Nikolow, Arne Schirrmacher (Hg.), Wissenschaft und Öffentlichkeit als Ressourcen füreinander. Studien zur Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, Frankfurt/M., New York (Campus) 2007, 368 S., 39,90 €

Die historische Theorie der Wissensgesellschaft tritt auf der Stelle, während die empirische Forschung äußerst anregende Arbeiten aufzuweisen hat. Dieser Eindruck entsteht nach der Lektüre des hier anzuzeigenden Bandes. Wie kommt ein solches Missverhältnis zustande?

Bevor ich auf diese Frage eingehe, ist eine Präzisierung nötig. Denn tatsächlich gibt es verschiedene Ebenen der Theoriearbeit im Buch, die von unterschiedlicher Qualität sind. Da ist zum einen die Einleitung der Herausgeber. Hier geht es um die Konzeptionalisierung eines Forschungsfeldes zur Geschichte der Beziehungen von Wissenschaft und Öffentlichkeit. Dann sind da noch die Zusammenfassungen der AutorInnen, in denen konkrete Ideen geäußert werden, die es wert gewesen wären, von den Herausgebern diskutiert und weitergeführt zu werden. In jedem Fall hat der Sammelband ein originelles Format: Die AutorInnen von Fallstudien innerhalb des DFG-Schwerpunktprogrammes *Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Deutschland im internationalen Zusammenhang im späten 19. und 20. Jahrhundert* wurden in Paarkonstellationen gebeten, die Erträge ihrer Arbeit in allgemeinere Thesen zu bringen.

Zunächst befassen sich Arne Schirrmacher und Ulrike Thoms mit der Frage, wie aus den hoch abstrakten Modellentitäten des Atoms und des Vitamins Dinge/Objekte des Alltages wurden. Bei diesen Fallgeschichten kann buchstäblich von Popularisierung gesprochen werden. Denn weder das Atom noch die Vitamine hatten zum Zeitpunkt ihres Bekanntwerdens unmittelbare Referenzgrößen in der Lebenswelt. Ihre Existenz verdankt sich physikalischer resp. biochemischer Forschung. Ohne anschauliche, vor allem auch bildhafte Präsentation in verschiedensten Medien wären sie wohl kaum zu Alltagsgrößen geworden, die das Handeln und Denken breiter Bevölkerungsschichten im 20. Jahrhundert prägten. Das lange vorherrschende lineare Modell einer Wissenschaftspopularisierung, demzufolge wissenschaftliches Wissen auf dem Top-Down-Wege zum nützlichen Allgemeingut wird, bedienen die Autoren trotzdem nicht. Der Erfolg solch abstrakter Wissensvermittlung, so stellen sie fest, erklärt sich zu großen Teilen aus der Mobilisierung vorhandener Wissensbestände, die ganz unterschiedlicher Natur sind. Vergleichbar »für wahr Gehaltenes« ebenso wie »zu Wissenssuggestionen geronnene Wunschvorstellungen« wurden im Falle des Atoms mobilisiert, während die Vitamineuphorie des frühen 20. Jahrhunderts sich daraus erklärt, dass alten und längst zum Alltag gehörenden Konflikten der Medizin hier eine Lösung angeboten wurde. Verschiedene Arten von Wissen zirkulierten, und die beiden Autoren entwickeln mit den drei Begriffen *Relevanz*, *Resonanz* und *Transaktionskosten* äußerst brauchbare Instrumente für die Analyse der Vermittlungsdiskurse.

Im zweiten Abschnitt des Buches geht es demgegenüber um die Produktion von Wissen, das speziell für die Popularisierung gedacht war bzw. in Form von literarischen Experimenten zu aktuellen Wissenschaftsentwicklungen Stellung bezog. Anja Casser untersucht das Atelier der in der Zwischenkriegszeit tätigen Wissenschaftsjournalisten und Populärillustratoren Botho und Hans von Römer. Christina Brandt fragt, wel-

chen Niederschlag die Debatte zum Klonen in der Science-Fiction-Literatur der 1970er Jahre gefunden hat. In beiden Fällen zeigt sich, dass die Beschäftigung mit Wissenschaft und Technik als ein Versuch unternommen wurde, schreibend und zeichnend mit tradierten Denkgewohnheiten zu brechen, Visionen zu entwerfen und Zukunft zu gestalten. Dass die Protagonisten hierbei viel vom Status Quo ihrer Gegenwart verraten, macht die fiktionalen Medien zu überaus ergiebigen Quellen für den Historiker. Ob populäre Medien wahrheitsgetreu vom Stand der Wissenschaften berichten, ist gar nicht entscheidend. Sie berichten von Ängsten und Ungewissheiten, werfen ethisch-moralische Fragen auf, diskutieren Risiken oder das Verhältnis von Wissen und Nicht-Wissen.

Es folgt ein Abschnitt über die politische Indienstnahme von Forschungsdisziplinen und -projekten im Wechselspiel mit wissenschaftlichen Legitimierungsaktivitäten. Im 20. Jahrhundert biederten sich viele Volkskundler verschiedenen Instanzen der politischen Öffentlichkeit an, um als wissenschaftliche Disziplin anerkannt und ausgestattet zu werden. Wie Ina Dietzsch zeigt, wurde hierbei *das Volk* sowohl als Objekt wie als Adressat volkskundlicher Forschung konstruiert. Wie sich dieses Volk im Medium volkskundlicher Forschung auch realsozialistisch interpretieren konnte, untersucht Cornelia Kühn am Beispiel der DDR-Volkskunde. In Volks-Kunstfestspielen, Ausstellungen und Theateraufführungen wurden die Forschungsergebnisse der Volkskundler kulturpolitisch zum Einsatz gebracht. Wie Wolfgang Kaschuba in seinem Kommentar zu Recht bemerkt, eigneten sich »Bilder vom Volk« vorzüglich für Tausch- und Transferbeziehungen zwischen Wissenschaft und politischer Öffentlichkeit.

»Können Öffentlichkeiten Wissenschaften machen?« – Diese etwas unglücklich formulierte Frage steht den Beiträgen voran, die sich mit zwei Wiener Geschichten abseits des akademischen Mainstreams befassen. Christina Wessely beschreibt die skurrile Geschichte der *Welteislehre*, die, obwohl von der akademischen Astronomie als Scharlatanerie gebrandmarkt, einen enormen Zuspruch in der Medienöffentlichkeit nach 1900 erfuhr. Wessely kann daran zeigen, dass akademische Meriten keine zwingende Voraussetzung für eine Beachtung in der breiten Öffentlichkeit sind. Mehr noch lässt sich die Öffentlichkeit zuweilen auch »als Koalitionspartner in einem Pakt gegen die Wissenschaft« gewinnen. Die wissenschaftspolitischen Ambitionen des Wiener Kreises veranschaulicht Sybilla Nikolow in ihrem Aufsatz über Otto Neuraths Bildstatistik. Dieses »Denkwerkzeug für den Alltag« ist in der Form der heute allgegenwärtigen Piktogramme tatsächlich zu einer »Kulturtechnik für Alle« geworden, wie es sich sein Erfinder wünschte. Inwieweit ein anti-akademischer und anti-rationalistischer Gestus die Geschichte der Wissensproduktion begleitet und beeinflusst, bleibt eine interessante Frage, die weiter zu verfolgen wäre.

Schließlich wird im letzten Unterkapitel des Buches dem Schicksal eugenischen Gedankengutes in Großbritannien (Sabine Freitag) und Österreich (Monika Löscher) nachgespürt. Ähnlich wie in anderen Beiträgen zeigt sich, dass Wissensbestände (und dies gilt auch für wissenschaftliche Konzepte) oft unscharf und offen für verschiedene Interpretationen sind. Die Transformation und politische Rekonfiguration biologischer Theorien über Vererbungsmechanismen ging in alle Richtungen und führte selbst zu der paradoxen, aber erklärlichen Situation, dass sich in Großbritannien Katholiken gegen die Eugenik auflehnten, während sie in Österreich als Multiplikatoren fungierten. Die eugenischen Reformgesellschaften waren somit weit mehr als reine Popularisierungsinstanzen für wissenschaftliches Wissen. Das Vereinsleben stellte jenen Nährboden dar, auf dem die Grenzen zwischen Vermittlung, Konsum

und Produktion eugenischen Wissens aufweichten. Der jeweilige soziale, politische und ideologische Hintergrund der Trägerschichten der Vermittlung bestimmte den Diskurs.

Die Fallstudien explizieren jene neuere Linie der Wissenschaftsgeschichte, die sich gegen eine lineare, kumulative und teleologisch ausgerichtete Rationalität wendet und stattdessen versucht, epochenspezifische Wissensregime auszuloten. Kulturell variierende Wahrnehmungsmuster und -techniken spielen hier eine große Rolle; in Verbindung mit Autoritätsansprüchen und Qualifikationen entscheiden sie über die Kohärenz und Evidenz eines Wissens. Auch die Regeln und Praktiken sind von Interesse, mit denen über den Ein- und Ausschluss bestimmter Wissenstypen aus dem Kanon des *wissenschaftlich* anerkannten Wissens entschieden wird. Fragen wie: Was ist Wissenschaftlichkeit, Objektivität, Evidenz oder kanonisiertes Wissen, werden behandelt, verschiedenste Räume und Akteure der Wissensproduktion untersucht. Schließlich geht es um Kommunikationsformen, Übersetzungs- und Überlieferungsarbeit und vor allem um die Medien der Vermittlung. Die Zirkulation des Vitaminbegriffes ist ohne Berücksichtigung von Repräsentationsformen und Darstellungsmitteln, mit deren Unterstützung Wissensansprüche formuliert wurden, nur schwer zu fassen. Medialität ist damit ein konstitutiver Bestandteil des Vitaminkonzeptes.

Solche Themen umreißen ein Arbeitsfeld, das gegenwärtig unter Obertiteln wie *Kulturgeschichte der Wissenschaften*, *Geschichte der Wissensgesellschaft* oder schlicht *Geschichte des Wissens* gefasst und diskutiert wird. Die Herausgeber konzipieren eine Beziehungsgeschichte zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit – und stellen sich damit ein Bein. Denn weder sind sie mit diesem Konzept in der Lage, die Fäden aufzunehmen, die die Fallgeschichten anbieten, noch liefern sie neue Einsichten. Es wird wenig mehr geboten, als schon vor zehn Jahren über dieses Verhältnis gesagt wurde. Nur die Aufbruchstimmung von damals hat sich verflüchtigt. Deshalb wirken manche Einsichten heute nur noch fad.

Es geht nicht darum, das Beziehungsgeflecht von Wissenschaft und Öffentlichkeit als uninteressant für die historische Analyse zu bezeichnen. Im Gegenteil: Die jüngere Forschung hat dieses Verhältnis zur Grundprämisse einer jeden kulturhistorisch orientierten Wissenschaftsgeschichte gemacht. Wenn allerdings Mitchell Ash, dem die Aufgabe zufiel, den Band zusammenzufassen, am Ende darauf hinweist, dass »die Kollektivsingulare *Wissenschaft* und *Öffentlichkeit* zwar kulturelle Gegenstände, aber keine Realsingulare sind«, dann wird die Problematik dieses Rahmenkonzeptes ersichtlich. Das Plädoyer für eine Historisierung der Beziehungsgeschichte ist als theoretisches Gerüst nicht nur ein wenig dürftig, es erzeugt auch eine künstliche Polarität, die Ash zwingt, daran zu erinnern, dass es die *eine* Wissenschaft ebenso wenig gibt wie die *eine* Öffentlichkeit. Der empirischen Arbeit wird ein Blockdenken verordnet, welches abzuschaffen dann erst wieder mühsam erzielt werden muss. *Vielstimmigkeit*, *Verkomplizierung der Verhältnisse*, *Grenzüberschreitungen*, *Grenzverschiebungen* und ähnliche Begriffe müssen eingeführt werden, um die selbst gesetzten Grenzen wieder aufzuweichen. Und dabei geht es um das 20. Jahrhundert, jene Epoche überaus differenzierter und spezialisierter Subkulturen. Das Insistieren auf Pluralitäten klingt da nach nichts weiter als der sprichwörtlichen Erklärung des Offensichtlichen.

Mag sein, dass schlichte Gegenüberstellungen die Feuilletons bevölkern – die Wissenschaftsforschung ist darüber längst hinaus gewachsen. Und es sind auch nicht mehr nur Wissenschaftshistoriker, die sich etwa mit den Medien der Wissensvermittlung, dem Verhältnis von Literatur und Wissenschaft oder der visuellen Kultur der Wissenschaften beschäftigen. Das Feld hat sich enorm dynamisiert und erweitert; neue

Koalitionen mit der Kunst- und Literaturgeschichte, Medientheorie, Soziologie und Philosophie sind entstanden. Die Aufsätze spiegeln diese produktive Vagheit kulturwissenschaftlich inspirierter Wissenschaftsforschung und -geschichte. Sie wenden sich den Mechanismen zu, mittels derer Wissen in immer neuen Konstellationen produziert, vermittelt und konsumiert wird. Damit bieten sie eine Menge Anregungen, die weiterzuverfolgen sich lohnt. Der konzeptionelle Rahmen, in dem sie gefasst wurden, wird ihnen aber nicht gerecht.

Barbara Orland (Basel)